



DIÖZESE  
INNSBRUCK

## Digitales Archiv

# Manchmal hat mir der herbe Tod ein leises Lied gesungen

## Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.2.14

---

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-852](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-852)

Manchmal hat mir der herbe Tod ein  
leises Lied gesungen.

Wahrscheinlich erwarten Sie sich, verehrte Anwesende, etwas ganz anderes von meinen Worten, als ich jetzt auszusprechen versuche.

Ich will das Sterben weder verdrängen, noch beschönigen. Ich bin in dem Alter, in dem man beim täglichen Blick in die Zeitung schon längst mehr auf die Todesanzeigen als auf die Sportseite schaut. Denn bei den ersten ist täglich die eigene Generation dran. Es ist doch sinnlos, das Sterben und das Sterbenmüssen zu verdrängen. Und ich will auch den Tod nicht beschönigen. Die moderne Welt tut beides gern: Verdrängen oder beschönigen - so wie es einst das Buch "Tod in Hollywood" beschrieben hat, wobei die Kommerzialisierung des Todes noch hinzukommt.

Aber ich fühle mich zu einem verpflichtet. Trotzdem ich den Tod in seiner ganzen menschlichen Wucht, und durchaus auch im lähmenden Umfeld der Angst erlebt habe - möchte ich doch auch etwas sagen über den Schimmer, der über gläubigem Sterben liegt, und der manchmal - nicht immer - durchbricht, auch für uns, die hier zurückbleiben. Das eigentliche Strahlen gläubigen Sterbens liegt ja auf der anderen Seite, die uns unzugänglich ist, wo nur die Verheißung gilt, aber nicht unser Denken oder unsere Phantasie. Auf der anderen Seite des Todes ist alles ganz anders, unbeschreiblich und unvorstellbar, wie es die Schrift sagt. Ich habe auch nicht durch den Vorhang geschaut. Niemand schaut durch den letzten Vorhang. Aber hie und da fällt ein Schimmer über einen Tod, ein kleines Präludium, eine Andeutung von Frieden, oder Herrlichkeit. Und davon möchte ich jetzt reden. Denn mir hat der herbe Tod manchmal ein leises Lied gesungen. Und die eine oder andere Strophe davon möchte ich wiederholen, für Sie, die Sie sich dankenswerter Weise dem Sterben von Schwestern und Brüdern widmen wollen.

Die erste Strophe:

Die letzte Reise

Als unser Großvater im Sterben lag, hat man seinen Tod vor uns Kindern nicht versteckt. Und so kam es, daß ich als Zehnjähriger an seinem letzten Tag eine Zeitlang an seinem Bett saß, sozusagen als Wache. Der Großvater hat uns Kindern viel bedeutet. Wir hatten weder Fernsehen noch Radio, wir hatten nur einen Großvater. Und der hat uns vor dem Einschlafen viele Geschichten erzählt, meistens aus seiner Kindheit in der kleinen Südtiroler Stadt Klausen. Und nun lag er also schmal, bleich und mit flachem Atem vor mir. Er hat mich nicht mehr wahrgenommen. Die Nachmittagssonne schien durchs Marillenspalier herein, und der fiebernde Großvater ging auf Reise. Die Fahrt ging von Innsbruck über den Brenner, und er verweilte bei

vielen Stationen, und seine Lippen murmelten immer die erreichten Ziele. Gossen-  
saß, Sterzing, Franzensfeste, Neustift bei Brixen, und die Bischofsstadt selbst.  
Mir war alles wohlbekannt, von den Erzählungen und vom Schauen, von Bildern  
und Büchern. Und so ging die Reise weiter, den Eisack hinunter, und der Atem  
des Sterbenden wurde immer mühsamer, und die Worte wurden immer leiser. Da hab  
ich die anderen geholt. Und wie wir um ihn standen, und die Mutter die Kerze auf  
dem Nachtkästchen angezündet hat, war der Großvater in Klausen, beim Heimathaus  
in der alten Gasse am Berghang, mit dem Lichthof im Innern des Hauses. Nachdem er  
einen ganzen Nachmittag nach Haus gefahren war, ist er dann gestorben.

Die zweite Strophe:

Meine Bude im Canisianum.

Als mein Vater starb war ich sieben Jahre alt. Die Erinnerung daran liegt wie hin-  
ter einem Nebel. Einzelnes ist geblieben, ein unbestimmt dumpfes Gefühl von einem  
großen Leid, das über die Familie hereingebrochen war, und das man als Kind nicht  
so zu fassen vermochte.

Viele Jahre später bin ich als Theologiestudent in das ehrwürdige internationale  
Konvikt Canisianum in Innsbruck eingezogen, und in den ersten Tagen meines neuen  
Lebensabschnittes bin ich mit meiner Mutter vor der großen Front des Hauses ge-  
standen, und habe hinaufgezeigt zum zweiten Stock, dem dritten Fenster von rechts,  
und habe zu ihr gesagt: "Das da droben ist mein Zimmer, da werde ich jetzt wohnen..."  
Da habe ich gefühlt, wie die Mutter ganz nachdenklich wurde. Ich habe zu ihr ge-  
sagt: "Was ist los? Stimmt etwas nicht?" Sie hat nur leise gesagt: "Ich kenne  
dieses Zimmer. Vor zwanzig Jahren hat es mir Dein Vater gezeigt. Er hat in diesem  
Zimmer, wenige Wochen vor seinem jähen Tod, Exerzitien gemacht. Er muß sein Ende  
geahnt haben...."

So bin ich als Theologe in jenen Raum eingezogen, in dem mein Vater seinen letzten  
großen Frieden mit Gott gemacht hat. Und es ist für mich durch Jahre ein Raum mit  
einem besonderen Fluidum gewesen, so wie ein geometrischer Ort, an dem sich zwei  
Kreise überschneiden, zwei Lebenskreise, der meines Vaters und der meine.

In diesem Raum habe ich die Texte des Alten und Neuen Testaments und Josef Andreas  
Jungmanns und Karl Rahners Vorlesungen studiert, in diesem Raum habe ich dann  
selbst die Hausexerzitien gemacht, und das erstemal das Brevier gebetet. In diesem  
Zimmer war für mich, unsichtbar, aber immer gegenwärtig, ein Testament an die Wand  
geschrieben, ein Testament ohne Worte, aber mit einer höchst eindrucksvollen Bot-  
schaft aus der Ewigkeit, daß der Ruf zur Wachheit gegenüber dem Sterben ernst zu  
nehmen sei, und daß über allem ein unsäglicher Friede liege, und daß es auch keine  
Zufälle gäbe. In diesem Studierzimmer war die Musik des Todes kein dumpfer Trommel-  
wirbel, sondern eine leise Flöte.

Die dritte Strophe:

Abschied am Polarkreis

Der Tornea-Elv und seine Seitenarme, die die Grenze zwischen Finnland und Schweden bilden, sind kalte Gewässer, und für uns waren sie in den Oktobertagen noch ein paar Grade kälter und unwirtlicher, weil in den verfärbten Birkenwäldern und dem Heidekraut an ihren Ufern, über das in der Nacht der erste Schnee fiel, die letzte große Abwehrschlacht unseres Bataillons tobte, die uns völlig dezimierte. Ich erinnere mich noch ganz genau: Es war eine kleine Waldwiese, die schräge Sonne schien durch die Birken, als mein Freund Rudi zu mir herüberkam. Wir waren dabei, uns mit den Funkgeräten auf den Angriff vorzubereiten. Wir zwei waren für die erste Welle bestimmt, die mit Schlauchbooten übersetzen sollte. Das war eigentlich nichts besonderes, wenn man an die vergangenen drei Jahre zurückdachte. Es hatte sich immer so ergeben, daß wir zwei übrigblieben. Helden waren wir beide nicht. Wir kamen beide aus der katholischen Jugendbewegung, und beide wußten wir um den Wahnsinn dieses Krieges, in den wir als winzige Rädchen eingespannt waren. Und wir verstanden uns ausgezeichnet. Die Nächte vorher, auf den vielen hundert Kilometer langen Märschen durch die nordischen Nächte, hatten wir nebeneinander manchmal leise Lieder gesungen, die wir auswendig kannten, um uns über die Trostlosigkeit unserer Lage und die kalten Nordlichter hinwegzutrusten. In der Jugendbewegung wußte man unzählige Lieder. Aber sonst war für Sentimentalitäten kein Raum. Unsere menschliche Natur weiß, daß man in solchen Lebenslagen mit dem Aufkommenlassen von Gefühlen zurückhaltend sein muß, sonst wär's nicht mehr auszuhalten. So haben wir zwei in den drei Jahren nie voneinander Abschied genommen, wenn es wieder einmal ernst wurde.

Aber eben - auf dieser kleinen Waldwiese am Polarkreis, an diesem Oktobermorgen kam er auf mich zu. Ich kauerte am Boden und war mit meiner Ausrüstung beschäftigt. Rundherum war Hektik. Die Pioniere trugen für uns die Schlauchboote für den Angriff vorbei. Das eigene Trommelfeuer jaulte über unsere Köpfe weg. Ich schaute fragend auf: "Rudi, brauchst du noch etwas?"

Er zögerte. Ich seh ihn noch heute ganz lebendig vor mir. Auf dem Stahlhelm spielte durchs Birkenlaub ein bißchen blasse Sonne. Er war nicht aufgeregt, aber ganz eigenartig versonnen.

"Nein", hat er gesagt, "ich brauche nichts. - Oder doch - ich möchte dich um etwas bitten."

"Ja, was?"

"Ich möchte dich bitten", sagt er ganz langsam, "daß du nach Hause schreibst, wenn jetzt etwas passiert...."

"Rudi, was soll passieren? Jetzt sind wir drei Jahre beisammen und immer sind wir durchgekommen - am Ilmensee, am Gangaschwara, am Bunkerrücken... Du weißt doch, wir

sind immer durchgekommen...."

Natürlich hab ich genau gewußt, daß das eigentlich ziemlich dumme Sprüche waren, mit denen man die eigene Angst beschwichtigen will, die immer über den Rücken heraufkriecht, wenn die letzten Befehle kommen. Aber so redet man halt in solchen Augenblicken.

Er läßt sich aber nicht abwimmeln, bleibt vor mir stehen, ich richte mich auf, und schaue ihn an, und weiß, daß diesmal die billigen Sprüche am falschen Platz sind.

Er schaut mich noch einmal an, lange, und sagt dann: "Wenn jetzt etwas passiert, dann schreibst du nach Hause - ja? Und dann schreibst du ihnen, sie sollten sich um mich gar keine Sorgen machen. Es geht alles in Ordnung. Schreib ihnen -", und er wird ganz leise, "Schreib ihnen, daß ich vorgestern bei der heiligen Kommunion war.... Kann ich mich drauf verlassen?"

"Natürlich kannst du dich drauf verlassen, Rudi, aber schau..."

"Gut, sagt er, und lächelt dabei ein bißchen, dreht sich um und stapft durchs Heidekraut zu seinem Funkgerät hinüber, aber nur ein paar Schritte, dann dreht er sich um, kommt noch einmal zurück, und tut etwas, was wir die Jahre nie getan haben: Er gibt mir die Hand.

Zehn Minuten später ist die Hölle los. Wir geraten ins Trommelfeuer. Ich bin in meiner Angst ganz fest an den Boden gepreßt, wie neben mir die große Granate einschlägt. Sie wirft mich ein paar Meter hinaus. Halbbetäubt rapple ich mich auf. Ich bin unverletzt. Und ich rieche den unvergeßlichen, schrecklichen Geruch des Volltreffers, diese entsetzliche Mischung von Explosivstoff und lebendigem Fleisch. Ich kümmere mich um den nächstliegenden Verwundeten, und dann fällt mein Blick auf Rudi. Er war, ohne daß ich es wußte, ganz nah bei mir. Und es hat ihn schwer getroffen. Eine Hand fehlt. Sie zerren ihn aus der Grube. Er schaut mich noch einmal an, aber auch für diesen Blick bleibt nicht viel Zeit, tausend Dinge habe ich vergessen, aber nie diesen Blick. Wenige Minuten später ist er dann auf dem behelfsmäßigen Verbandsplatz gestorben.

Zum Schreiben des Briefes an die Mutter bin ich dann erst viel später gekommen. Und ein Menschenalter später hat man mich eingeladen, wieder dorthin zu fahren. Bis jetzt bin ich der Einladung nicht gefolgt. Wahrscheinlich werde ich ihr nie folgen. Aber - so schlimm die Erinnerungsbilder sonst wären, - auf der birkenumstandenen Waldwiese würde ich wohl auch heute noch ein leises Lied hören, ein Lied von Ahnung, Geborgenheit, und einer über allem waltenden Vorsehung.

Die vierte Strophe:

Die letzte Feldpostkarte

In der Schachtel mit der alten Post aus vergangenen Jahrzehnten (die man doch aufbewahrt, und eigentlich nie mehr anschaut und höchstens die alten Briefmarken herunterweicht, die inzwischen wertvoller geworden sind), - in besagter Schachtel lag die zerknitterte Feldpostkarte ganz zu unterst. Sie bildete in unserem kleinen

Familienarchiv die vorletzte Post des zweiten Weltkriegs, die in Innsbruck in den Apriltagen des Jahres 1945 ausgetragen wurde, und sie stammte von meinem jüngeren Bruder. Er war am Ende irgendwo in jener Gegend zwischen Oberschlesien und der Tschechoslowakei, wo das Heimatschloß Josephs von Eichendorfs steht, und wo man eigentlich vermuten möchte, daß noch ein Hauch von Wald-, Wander- und Abendliedern über der Landschaft liegen müßte, wie wir sie aus den Liederbüchern unserer Kindheit und Jugend kannten. Eichendorf hatte es meinem Bruder deshalb besonders angetan, weil an der Südmauer der Basilika von Wilten, in der mein Bruder als Ministrant tätig war, der Bruder Josephs von Eichendorfs begraben liegt.

Aber trotzdem - von den Gesängen Eichendorfs wird mein kleiner Bruder damals nicht viel mitbekommen haben, als in der genannten Gegend sein Bataillon in die Mühle der Abwehrschlacht geworfen wurde.

Und von dort stammt die Karte.

"2. April 1945. Liebe Mama, mach dir ja keine Sorgen um mich. Eben habe ich bei der heiligen Messe, die ein Divisionspfarrer feierte, ministriert und vorgebetet wie daheim in Wilten. Ich bin auch bei der heiligen Kommunion gewesen. Wir sind in Gottes Hand. Es kann kommen, was will. Mit herzlichem Gruß Dein Gottfried....."

Die nächste Post in der Schachtel war die letzte des Zweiten Weltkriegs, die in Innsbruck ausgetragen wurde. Sie kam vom Kompagniechef: "Verehrte Frau Stecher, ich muß Ihnen leider mitteilen, daß Ihr Sohn Gottfried am 4. April bei einem Gefecht gefallen ist....."

Meine Mutter hat die beiden Poststücke ganz unten in der Schachtel liegen gelassen. Ich glaube, sie hat sie nie mehr angeschaut. Vielleicht aus demselben Grund, der mich bis jetzt abgehalten hat, in die ehemalige Kriegsregion zu fahren. Aber ich weiß, daß ihr die letzte Feldpostkarte ein Trost war, trotz allem. Wenn ich heute die zerknitterte Feldpostkarte in die Hand nehme, sind über die vergessenen Gräber im ehemaligen österreichischen Oberschlesien schon längst die Grasnarben gewachsen. Aber für mich singt auch diese Postkarte, Dokument einer unmenschlichen Zeit, ein heimliches Lied. Vielleicht doch eins von Joseph von Eichendorf?

#### "Der Soldat"

Und wenn es einst dunkelt -  
 der Erde bin ich satt,  
 durchs Abendrot funkelt  
 eine prächtige Stadt.  
 Von den goldenen Türmen  
 singet der Chor -  
 wir aber stürmen  
 das himmlische Tor.....

## Die fünfte Strophe:

## Der alte Bauer

Er lag in einem alten, balkendunklen Hof hoch über dem Tal, und ich bin bei ihm auf den Versehgingen über die Sonnenhänge immer gern zugekehrt. Er war ein abgeschundener Mann, wie das bei unseren Bergbauern oft gewesen ist, nicht ganz im Sinne einer Wirtschaftstraßen, Strom, Fremdenverkehr und Traktoren verbannenden Romantik.

Sein Zustand war hoffnungslos, und das wußte er schon lang. Es war für mich als Priester gar nicht so schwer, mit ihm über das Sterben zu reden. (In sterilen, mit allen Hilfen moderner Medizin ausgestatteten Räumen fällt das eigentlich bedeutend schwerer. Die Infusionsflaschen, Sauerstoffanschlüsse, portionierten Medikamente bilden eine permanente Verschwörung gegen den Tod, und trotzdem das alles gut gemeint und sicher auch oft lange erfolgreich ist, wedelt diese ganze geballte Technik gegen den Tod auch den Gedanken an ihn ständig weg). Der alte Bauer war, gemessen an seinem Zustand, technisch schlecht ausgerüstet. Aber er hatte eine Form nüchterner Bewußtheit gegenüber dem Tod, die einem Stadtmenschen wie mir das Staunen abrang. So wollte er die Sache mit dem Sterben zum Beispiel unbedingt noch etwas aufgeschoben wissen, bis die Schafe in der nächsten Woche von der Alm kämen, denn er müßte den Jungen unbedingt sagen, welche sie verkaufen sollten. Das verstünden sie nämlich nicht sehr gut, weil ihnen die Erfahrung fehlte. Und für den Tod wünschte er sich eine Woche mit Regenwetter, weil da die Leute mehr Zeit hätten zum Beten.... Er dachte über seinen Todetermin gerade so wie um die rechte Zeit zum Baumfällen, zum Mistbreiten und zum Kartoffelgraben. Aber dann kam er doch auf das Eigentliche zu sprechen.

"Weißt du", hat er gesagt, "schön ist es nicht, das Sterben". Und dann kam eine Pause.

"Aber ich denk mir, jetzt am Schluß wird mich der Herrgott auch nicht wegwerfen wie einen alten Fetzen..."

Das war's. Und mit diesem Satz, den ich mir besser gemerkt habe als alle theologischen Vorlesungen über die letzten Dinge, ist hinter einem Sterben wieder ein leises Lied aufgeblüht, wie eine alte Volksweise, aber nicht eine schmalzig-sentimentale, sondern eine herb-kraftvolle, wie man sie von alten Hárten hören kann.

## Die sechste Strophe:

## Das Gebet der Kindheit

Der alte Medizinalrat war zeitlebens ein guter Arzt gewesen, mit viel Verantwortungsbewußtsein zu seinen Patienten, aber zur Frequenz des Gottesdienstbesuches hatte er in einem halben Jahrhundert unverhältnismäßig wenig beigetragen. Da gab es für ihn uralte Hemmschwellen, ich weiß nicht, wo sie lagen. Vielleicht hat er's

selber nicht mehr genau gewußt. Ein Schuß sogenannter Liberalität, ein paar un-  
gute Reminiszenzen, eine kritische und emotionale Distanz - da schleift sich eine  
derart konsequente liturgisch-sakramentale Enthaltensamkeit ziemlich leicht und  
schmerzlos ein.

Aber wir konnten gut miteinander reden, und als er - hoffnungslos an Krebs er-  
krankt, im Spital lag, hab ich ihn mehrmals besucht. Von Mal zu Mal wurde er  
schlechter und schließlich ging es dem Ende zu.

Ich bin an seinem Bett gesessen, und habe seine Hand gehalten, und ihn gefragt, ob  
es ihm recht sei, wenn ich mit ihm ein wenig beten würde. Er nickte - das Sprechen  
fiel ihm offensichtlich sehr schwer. Er konnte kaum die Augen aufmachen.

Und jetzt war ich mit dem Beten ein wenig in Verlegenheit.

Ich rang nach den rechten Worten, aber manchmal fällt einem einfach nicht das  
Rechte ein, jedenfalls nicht im Augenblick.

Und so begann ich ganz langsam und schlicht mit dem Gebet:

"Jesus dir leb ich,  
Jesus dir sterb ich,  
Jesus dein bin ich  
im Leben und im Tod...."

Da schlägt er die Augen auf und sagt mit schwacher Stimme: "Das kenn ich. Das haben  
wir gelernt, wie wir acht Jahre alt waren. Und der Katechet war ein guter Mensch...  
Beten Sie's noch einmal...."

Und so hab ich es noch einmal gebetet, und es war für einen nüchternen Naturwissen-  
schaftler keineswegs zu simpel, weil in der Nähe des Todes das geistreich-scharf-  
sinnige Geplauder ebenso verstummt wie alle intellektuelle Attitüde, alles Ge-  
spreizte und Komplizierte. Wenn man sich an den Spiegel des Todes setzt, beginnt  
das große Abschminken, und da kommt bei vielen eigentlich ein liebenswerter Mensch  
zum Vorschein.

Ich war von dieser Erinnerung an ein Kindergebet wirklich sehr bewegt. Und mir ist  
zum Bewußtsein gekommen, was für eine Bedeutung im Umfeld der großen Schwäche  
und Müdigkeit, die beim Sterben kommen kann, die *vertraute Formel*  
haben kann, Worte die in vielfacher Wiederholung einen Raum von Heimat und Geborgen-  
heit schaffen, so ähnlich wie wenn man nach langer Abwesenheit die Stube daheim  
betritt, wo jedes Möbelstück zu erzählen anfängt und Erinnerungen weckt.

Er ist gut gestorben, der Herr Medizinalrat. Ich vermute auch, daß eine unmenge  
ehemaliger Patienten aus allen Winkeln des Himmels herbeigeeilt sind, um ihm hin-  
überzuhelfen und ihn in Empfang zu nehmen.

Was für eine Weise hat der Tod da gesummt? Ein Kinderlied - und es hat für ein  
würdiges Finale gereicht....

Die siebte Strophe:  
Der Traum an der Grenze

Neulich hat ein Dozent an der medizinischen Fakultät zu mir gesagt: "Ich habe sie schon einmal gründlich untersucht"! Ich hab ihn groß angeschaut. Der Mann war mir völlig unbekannt. Der Arzt fügte dann hinzu: "Natürlich kennen Sie mich nicht. Als ich Sie untersuchte, waren sie ein Sterbender. Ich hätte Ihnen keine Chance mehr gegeben....."

Und da erinnerte ich mich, daß es in meinem Leben Tage gab, an die ich mich nicht erinnern kann, von denen alles äußere Geschehen ausgelöscht ist.

Nur um wirre und schwere Träume weiß ich, und daß durch alle wilden Phantasien hindurch das Gefühl einer unendlichen, bei keiner Strapaze erlebter Müdigkeit schlich, und eine absolute Schwäche und Hilflosigkeit gegenüber all den belastenden Bildern. Ich weiß noch, daß ich auf der Route des Großvaters war, ich war in der Fremde, und wollte immer heim, heim nach Tirol, nach Innsbruck. Und alles hatte sich gegen diese Heimreise verschworen, und ich konnte meinen Wunsch niemanden gegenüber artikulieren. Einmal habe ich durch den Nebel hindurch eine Stimme gehört: "Jetzt sind Sie in der Klinik". Aber dann fiel das Dunkel über mir zusammen, und ich war in einem finsternen, kalten Raum inmitten grauer Gestalten. Ich weiß noch um einen brennenden Durst, aber es wurde mir alles verweigert. Dann wandte ich den Kopf zur Seite, und ein paar Schritte von mir entfernt mündete ein Gang in den dunklen Raum meiner Ängste und Schwäche, und durch diesen Gang quoll ein Licht von einer unbeschreiblichen Intensität. Es brach hinter dem schwarzen Mauereck hervor, das den Ausgang verdeckte. Und ich wußte: Wenn Du da hinüberkommst, um dieses Eck, dann ist alles gut. Aber ich konnte nicht.

Das muß damals gewesen sein, als mich der Dozent untersuchte. Später erst habe ich bei Kübler-Ross gelesen, daß es ähnliche Berichte von Menschen aus dieser Situation gibt. Ich bin sehr zurückhaltend mit Traumgesichten, und ich weiß nicht, wieviel davon auf die Ströme von Chemie zurückzuführen ist, die man damals in mich hineinpumpen mußte. Es soll nicht oft vorkommen, daß man sich an Träume in solchen Zuständen erinnert. Mir ist er geblieben. Wenn ich manchmal abends mit dem Wagen an der Chirurgischen Klinik und der Intensivstation vorbeifahre, fällt mir dieser Traum ein, von der langen, langen mühsamen Heimreise, und dem Licht ums dunkle Eck herum, zu dem ich dann doch nicht hingekommen bin.

Ich habe das letzte Lied des Todes nicht gehört. Vielleicht wollte er es gerade anstimmen, aber dann hat der große Dirigent abgewunken. Das Vorspiel ist nicht schön gewesen. Wenn ich's mit den Worten eines Philosophen ausdrücken wollte, fiel mir keine besseren ein als die von Heidegger: "Der Mensch ist ein Geworfensein..."

Ich beschönige nichts, bis hin zur harten dunklen Mauerkante, der letzten Ecke des Schicksals. Aber ich vergesse auch das gleißende, blendende, unfaßbar überwältigende, warme Licht nicht, das dahinter hereinglüht ist.

Es fällt mir heute nicht schwer zu glauben, daß hinter dem Tod eine unfaßbare Barmherzigkeit wogt, etwas, wofür es keinerlei Erfahrungen gibt, auch nicht von denen, die bis zu dieser letzten Ecke gekommen sind.

Die Symphonien, die dort warten, sind mit unseren Sinnen ebensowenig zu erfassen, wie mit unseren Gedanken zu analysieren oder mit unserer Phantasie auszumalen.

"Kein Auge hat es je gesehen, kein Ohr hat es gehört, und in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben...", sagt der heilige Paulus.

Nur hie und da, zeichenhaft singt oder summt der Tod bei aller Herbheit eine tröstliche Weise:

Wie bei der Heimfahrt des Großvaters in sein geliebtes Klausen.  
Bei der Erinnerung an die Bude des Theologiestudenten,  
beim Abschied auf der Waldwiese am Polarkreis,  
beim Lesen der letzten Feldpostkarte,  
oder beim Heimgang des alten Bauern, der nicht glauben kann,  
daß ihn der Herr wie einen alten Fetzen wegwirft,  
oder beim Kindergebet des Medizinalrats.....

Sie haben wahrscheinlich auch schon solche Melodien gehört, die manchmal um ein christliches Sterben leise schweben. Nicht immer. Oft bleibt er für uns stumm und voller ungelöster Rätsel, der letzte Schritt der Menschen. Aber solche Erlebnisse lassen uns ahnen, was für eine wunderbare Botschaft der Auferstandene bringt, und welchen Reichtum der Glaube bietet - und verheißt.

Ich habe keine Rede über den Tod, die Theologie des Todes oder die Thanatologie gehalten, die Wissenschaft vom Tod. Ich bin ein bißchen persönlicher geworden in diesen kurzen Erinnerungen, als man das sonst tut. Ich möchte nicht als Redner hier abtreten. Darum bitte ich sie, auch keinen Beifall zu spenden. Ich schließe lieber mit einem Gebet:

"Das wird ein Fest sein"